Eindrücke auf einer Kanada-Reise.

Von **Felix L. Senff.**

Wer mir vor einem Jahre, als ich, wohlweißlich „incognito" und in Hast, London, Paris, Berlin — Provinz Ontario, Kanada — besuchte, gesagt hätte, daß ich zwölf Monate später dieselben damals hartgesottenen Kanadier als gastliche Menschen loben würde, dem würde ich mit einer Strophe aus Lissauers „Haßgesang" aufgewartet haben. Aber Haß ist verflogen, und die leidenschaftliche Gebärde der Sturm- und Drangperiode in diesem Kriegsalter hat wieder die gefälligeren Formen der Höflichkeit gefunden — auch in Kanada. Man sehnt sich heutzutage überall nach Frieden mit dem Nachbar, auch in Kanada. Wenigstens begegnet man dort schon wieder Spuren zurückkehrender Vernunft, und der alten Tendenz „to live and to let live". Die Erfahrungen, die ich auf einer Reise über die Großen Binnenseen bis hinauf in die Thunder Bay gemacht habe, lassen mich zum mindesten annehmen, daß dort der Kriegseifer verflogen ist — geblieben ist die Sehnsucht, wieder aufzubauen, zu vergessen, was ein dreijähriges Opfern von Gut und Blut der Dominion gekostet hat, und auf Generationen hinaus noch kosten wird. Diese Beobachtungen und Schlußfolgerungen freilich werden die Kriegsschürer, die selbstverständlich auch in Kanada, in jedem Teil, und ganz besonders in den großen Städten und unter diesen wieder vorzüglich in Toronto, noch zahlreich genug zu finden sind, nicht gelten lassen. Sie habe ich auch nicht befragt, ihre Gesellschaft nicht gesucht. Die anderen, die Vielen, die wohl in jedem Lande heute dieselbe Sprache der Friedenssehnsucht sprechen, kann jeder sprechen hören, der sie zu finden weiß.

Ich schiffte mich in Detroit unter kanadischer Flagge ein, als Passagier der prächtigen „Noronic", des Flaggschiffes der Flotte der „Northern Navigation Company". Der Generalagent derselben in Detroit ist merkwürdigerweise ein kerniger Deutsch-Amerikaner, Christian Leidich. Seltsamerweise, und doch wieder nicht. Der in den deutschen Kreisen des Mittelwestens überall bekannte Mann mag es sich in den Kopf gesetzt haben, das Werk eines andren Detroiters, Henry Ford, der gegenwärtig nur noch Kraftwagen nach „Billions" baut, dort aufzunehmen, wo der berühmte Autokünstler es niederlegen mußte. Detroit scheint nun einmal für „Friedensschiffe" das rechte Fahrwasser zu besitzen. Da Leidich von anfang an überraschenden Erfolg hatte, und grade viele Deutsch-Amerikaner in Gesellschaft von Briten, Yankees, Kanadiern, Franzosen auf diese Weise den Weg nach Kanada wiederfanden, so siegte die bekannte „German Efficiency" inmitten dieses Krieges über die Anfeindungen seitens verbissener kanadischer Zeitungen, die dem „Hunnen" den Erfolg nicht gönnten. Freund Leidich führt jetzt den Titel eines Großadmirals der Friedensschiffe, die unter kanadischer Flagge von Detroit und anderen Hafenplätzen an dem Erie die Amerikaner jedweder Schattierung, und ohne sie irgendwelchen Belästigungen auszusetzen, nach den „Soos", nach Port Arthur, nach Collingwood und Georgian Bay, den 1000 Inseln, und zu den Kanadiern selber bringen.

Als ich den Generalagenten befragte, ob es denn auch für einen Amerikaner deutscher Abkunft und deutschen Namens sicher sei, sich unter kanadischer Flagge auf einem Schiffe, dessen Besatzung vom Kapitän bis zu den „Bell-Boys" und Stewards aus Kanadiern bestand, auf kanadischem Boden zu wagen, legte er mir die Passagierliste vor. Fast die Hälfte der Namen klang deutsch. Sogar die „Patriotischen Töchter" Detroits, die sich seinerzeit bei den Basaren für die Deutschen Hilfsfonds ausgezeichnet hatten, waren durch eine stattliche Delegation, geführt von einem blonden deutschen Gretchen, das bei dem Maskenfest am letzten Abend an Bord des Schiffes denn auch trutzig und stolz als deutsches Gretchen erschien, vertreten. Ich habe auf der Reise, die durch den St. Claire See, den Huron, die Schleusen von Sault St. Marie, in den Lake Superior bis zu den Kakabeka Fällen, dem Niagara des Nordens, in der Nähe von Port Arthur, und dann weiter nach dem amerikanischen Duluth ging, mehr Deutsch auf diesem kanadischen Schiff in kanadischen Gewässern reden hören, als in manchen Vereinen des Ostens, die sich „Deutsche" nennen. Und ich habe niemals einen Einspruch seitens eines Kanadiers bemerkt.

Die großen Seen, vom Erie, durch den Lake St. Claire, an den eigenartigen „Flats", dem „Venedig Amerikas", vorbei, in den Huron, durch die imposanten Schleusenkanäle von Sault St. Marie in den kristallhellen, fischreichen, stets kühlen, oft stürmischen Superior See, waren mir nicht unbekannt. Ich habe sie früher bereits, auch in Verbindung mit der Fahrt nach Mackinac Island und dem Michigan See, genossen. Aber immer wieder üben diese gewaltigen Binnenmeere, von denen der Superior der größte Süßwassersee der Erde ist, uferlose Seen, deren Wasserstraßen ganze Flotillen von erz-, holz-, getreidebeladenen Schiffen tragen, große Anziehungskraft auf mich aus. Der New Yorker lächelt gerne überlegen, wenn man ihm, der so und so viele Male die Europareise zurückgelegt hat, von diesen Binnenmeeren Amerikas erzählt, von dem gewaltigen Schiffsverkehr auf ihnen, von den modischen prächtigen Passagierdampfern, die recht wohl den Vergleich mit dem Gros der Ozeanfahrer aushalten können. Aber auch mich, der diese Seen längst kannte und von jeher lieb hatte, überraschte das Bild, das sich mir bei meinem diesmaligen Besuch darbot. In den letzten zehn Jahren hat sich auch dort viel verändert. Die wilde eigenartige Schönheit der Seen, namentlich des Huron und vor allem des Superior, hat auch schon der verfeinerten „Kultur" weichen müssen. Und Erie und Michigan See waren längst Eldorados der „Cottagers" und der Industrie-Kapitäne. Man fährt heute auch auf dem Huron und dem Superior an fürstlichen Sommervillen der Erzkönige, der Holzhändler, der Getreidemagnaten vorbei, an großen Sommerhotels und eleganten Klubhäusern der zahlreichen Sportsvereine. Ueberall sind Städte, Dörfer entstanden; der Stahltrust hat hier und dort „Mills" errichtet, die an sich Städte sind, der Erzreichtum wird tüchtig ausgebeutet. Der Frachtverkehr auf den Wasserstraßen ist demgemäß ins Riesenhafte gestiegen, und die Zahl der Passagierdampfer-Linien hat Schritt gehalten. Wenn man weiß, daß die Tonnage der Schiffe, die durch die drei amerikanischen und den einen kanadischen Schleusenkanal des „Soo" (Sault St. Marie, wobei das französische „Sault" wie „Soo" ausgesprochen wird) in den Lake Superior gehoben oder in den 15 Fuß tiefer gelegenen Huron See gesunken werden, im Jahre 1913, kurz vor Ausbruch des Krieges, zweimal so groß war als die, die durch den Suezkanal ging (79,718,344 Tonnen), so kann man sich einen Begriff davon machen, wie groß der Schiffsverkehr ist. Es ist auch begreiflich, daß man „da oben im Norden" jetzt beständig in Angst lebt, es möchte der Krieg resp. die Bedürfnisse unsrer teuren Alliierten alle diese Schiffe requirieren, um dem „U" einen Strich durch die Rechnung zu machen. Und aus wäre es mit der Prosperität auf den großen Seen.

Die Schleusenkanäle, von denen der kanadische 900 Fuß lang, 60 Fuß weit und 22 Fuß tief ist, und lange Zeit der größte Schleusenkanal der Welt war, besorgen die Arbeit, ohne Unterlaß. „Ships that pass in the night"! Wie Irrlichter tanzen die Schiffe im strahlenden Glanz der tausend elektrischen Lampen, um dann rasch in das Dunkel des Sees hinter den sich öffnenden Thoren zu verschwinden. Der Hauptverkehr aber wird in wenigen Stunden des Tages bewältigt, denn die Schiffe erreichen gern den Superior See vor Dunkelheit. Gegenwärtig baut die amerikanische Regierung ein viertes „Lock", das, wie das letzte amerikanische, das „Davis Lock", 1350 Fuß lang und 80 Fuß breit sein wird. Soldaten bewachen zur Zeit scharf die Kanäle auf beiden Seiten, denn die Spionenriecherei hatte zu anfang des Krieges grade diese Verkehrsadern der Binnenmeere „zum Gegenstand „geplanter Angriffe" seitens der Vereine von Deutschen zu stempeln versucht. Aber auch diese Krankheit ist überstanden. Man läßt die Passagiere, die dichtgedrängt vom obersten Deck das Schauspiel beobachten, ungestört mit der Camera operieren, — die Soldierboys, die amerikanischen wie die kanadischen, blicken allerdings gespannt auf das Schiff, nicht etwa der Handgranaten halber, sondern um die auf sie herabregnenden Zigarren aufzufangen. „We too bid our bit" . . . .

Freilich, die Romantik des Einst können die Männer im Kakhi nicht ersetzen. Die „Rapids", die Stromschnellen, die Ursache des 15 Fuß Unterschieds im Niveau der beiden Seen, sind zwar nicht verschwunden, aber sie haben so bedeutend an Wasserreichtum eingebüßt, daß sie nur noch träge laufen. Man braucht auch hier die Wasserkraft für die Industrie, und auch hier, wie am Niagara, auf Kosten der Naturschönheit. Mit den „Rapids" aber verschwand auch der Indianer, der einstmals geschwind und geschickt für das übliche Trinkgeld den Touristen in seinem Canoe durch die Schnellen trug. Auch der Indianer ist modernisiert. Auch er tut, wie mir gesagt wurde, sein „bit" an der Front, „somewhere in France"; oder aber er raucht in seinem zerfallenen Shack die Friedenspfeife; jedenfalls gondelt er nicht mehr dort, wo heute die Kakhi-Krieger mit geladenem Gewehr auf — Zigarren fahnden.

An den „Soos" stieß ich auf einen alten Franzosen, einen Trapper aus der Vergangenheit, wie man sie heute noch, etwas verkleidet und modernisiert, an den Küsten Kanadas mitunter antrifft. Heute sind sie allerdings nicht mehr Trappers; sie fischen auf Whitefish im Superior See oder jagen Kleintier, deren Pelze in dieser pelzarmen Zeit auch ihren Wert bekommen haben, oder aber sie leben als Schankwirte (und das sogar im prohibitionistischen Kanada) und erzählen den Gästen in ihrem drolligen Patois Selbsterlebtes aus alter Zeit. Merkwürdigerweise traf ich grade unter ihnen Leute, die in dem Kampfe, der jetzt die Welt bewegt, mit Deutschland sympathisieren. Mitunter sogar lauter als es das Gesetz erlaubt. Der Grund? Einmal imponiert ihnen, die Jahre lang im Kampf mit der Wildnis gelegen haben, der „Fighter", der es mit einem ganzen Rudel aufnahm. Und zweitens haßt er England mehr als er Deutschland liebt. Nie werde ich diesen alten Trapper vergessen, der „somewhere in Canada" lebt, und seine verwitterte Jagdmütze als Zeichen der Ehrerbietung vor den Kämpen, die es mit der ganzen Welt aufgenommen hatten, feierlichst abnahm.

Ich war, als ich mich in Detroit einschiffte, doch mit etwas Bedenken an Bord des kanadischen Schiffes getreten. Kam ich doch grade heraus aus der Metropole des Landes, in der noch die Flaggen den Alliierten zu Ehren wehten. In der ersten Stunde war ich entwaffnet, waren alle Bedenken geschwunden. Diese durch den Zufall und durch Freund Leidich's Unternehmungsgeist zusammengebrachte Gesellschaft, etwa 300, Amerikaner, Briten, Schotten, Franzosen, Kanadier, Deutsch-Amerikaner, mochte 300 verschiedene Ansichten haben, wer den Krieg verschuldet, wann und wie er enden wird und wie er enden soll, aber in einem war sie so einig wie das deutsche Volk im Durchhalten. Diese Männer, diese reizenden Mädchen, und im Vertrauen gesagt, reizendere Frauen, schienen vom ersten Augenblick nur das einzige Motto zu haben: Tatt halten. Im Tanz, der allabendlich die Mittelmächte und die Verbündeten vereinigte, — und in dem Wunsche, wenigstens die Freiheit der Meere aus vollen Zügen zu genießen, und den Hader, der da draußen tobt, zu vergessen; und abermals im Vertrauen gesagt, ich habe selten eine durch den Zufall zusammengeworfene Gesellschaft irgendwo angetroffen, die das Zeug dazu hatte, jeden glauben zu machen, er gehöre zu ihr von Rechtswegen.

Kriegsgespräche waren allerding nicht verpönt. Der Krieg wurde nach allen Regeln der Strategie und der Diplomatie erledigt. Es wäre ja heutzutage selbst auf dem Mars nicht möglich, der Frage zu entgehen: „And do you think the Kaiser . . .?" Es wäre auch zu viel erwartet, in diesen Kreisen andre als alliierte Tendenzen zu suchen oder von den Amerikanern zu verlangen, daß sie gegen ihr eignes Land Stellung nehmen, wenn auch viele ganz offen bekannten, daß der Krieg nicht volkstümlich sei und hätte verhütet werden können. Man argumentierte oft genug über den Krieg. Aber ohne Gehässigkeit, ohne rot im Gesicht zu werden und vor allem, ohne die Gefühle des andern zu verletzen. Ich habe mich, nicht allein auf dem Schiff selber, sondern überall, wo wir ausstiegen, mit den Leuten, die man an der Wegstraße traf, über den Krieg unterhalten, d. h. ich habe gefragt, habe Belehrung, Einblick gesucht.

Ich habe natürlich genug Leute gefunden, die den Krieg bis aufs Messer befürworten, aber ebensoviele, und mehr, die ihn beendet sehen wollen. Hundertmal habe ich gehört: „Der Krieg ist nicht populär". Er ist's heute auch nicht mehr in Kanada. Aber, wohlverstanden, bei dieser kritischen, stillen Opposition wird es vorderhand bleiben. Wer aus ihr und von ihr ein Aufbäumen der Massen erwartet, jetzt oder im Laufe der nächsten Monate, der wird falsch rechnen. Selbst die Agitation des Französischen Kanada gegen Konskription, wie mir ein hervorragender französischer Kanadier, der selber offen Konskription in Quebec bekämpft, sagte, ist zuguterletzt nur ein politischer Kampf im Innern. Und dasselbe mag von der lauen Opposition im Mittelwesten der Vereinigten Staaten gesagt werden.

In Port Arthur, Ontario, fand ich dieselbe Stimmung gegen Zwangsaushebung, und gegen eine weitere energische Kriegführung seitens Kanadas, vor, wie sie die Leser aus den Vorgängen im französischen Quebec kennen. Nur daß hier, im englisch sprechenden Kanada, die Opposition sich mit einer frappanten Kritik begnügte. . . . „Was anders kann man denn von uns noch erwarten," war die Erklärung eines angesehenen Kanadiers dieser durch den Krieg hart in Mitleidenschaft gezogenen und in ihrem phänomenalen Aufblühen jäh unterbrochenen Stadt im Norden Kanadas. „Wir haben heute schon nicht genug Arbeitskräfte, den Boden unserer getreidereichen Provinzen, im Norden von uns, zu bestellen. Wir gaben aus einer Bevölkerung von etwa 7 Millionen 400,000 unserer Besten hin, die Ver. Staaten liefern uns heute nicht mehr wie früher Landleute, „Farmhands", und wenn wir nun noch Konskription bekommen, sind wir vollends am Ende." . . . Man braucht nur Port Arthur, und das ihm eng verbundene Städtchen Fort William flüchtig durchstreift zu haben, um zu verstehen, was ein dreijähriger Krieg selbst einer kanadischen Stadt, tausende Meilen vom Kriegsschauplatz entfernt, anzutun imstande war. Die Stadt, die mit Ft. William heute etwa 20,000 Einwohner hat, war vor dem Kriege prädestiniert, das kanadische Duluth zu werden, dieses von ihm 200 Meilen weit an der anderen Spitze des Superior-See gelegene amerikanische Phänomen. Die Getreidefelder von Manitoba und Alberta fanden hier ihre Speicher. Nicht weniger als 47 solcher „Grain Elevators", unter ihnen der größte der Welt, der elf Millionen Bushel Getreide fassen kann, hatte man errichtet. Der „Bubm" hatte eingesetzt. Einwanderer, namentlich Finnen, Ungarn, Kroaten, fanden ihren Weg nach Port Arthur. Amerikanische und kanadische Unternehmer trugen sich mit großen Bauplänen, aus dieser Stadt ein Emporium zu machen. War sie doch dazu bestimmt, die Kornkammer der kanadischen Provinzen zu werden, der Stapelplatz für den Getreidehandel. Da kam der Krieg. Und heute? Leere Läden, verödete Häuser, viele schwarze Trauergewänder in den Straßen, verlassen ist das stattliche Hotel, das die Canadian Pacific dort hingestellt. Die Jugend der Stadt dahin! Von 4000 jungen Männern, die sie dem Mutterlande sandte, zweidrittel tot oder für immer unbrauchbar. Kein Wunder, daß sie von Konskription dort nichts wissen wollen, sondern sich nach dem Ende des Krieges und nach — neuer Einwanderung sehnen. An die Zukunft der Stadt glauben sie ja auch heute noch felsenfest; der Traum, ein kanadisches Duluth zu werden, ist nicht gestorben. Und sie tragen sich sogar mit der Hoffnung, noch einmal wieder deutsche und ungarische Einwanderung zu erhalten. . . .

In Gesellschaft mehrerer Damen, die von der Güte der kanadischen Theebereitung und dem vorzüglichen gerösteten Brot gehört hatten, besuchte ich, umsomehr da die Provinz „trocken" ist, eine dieser Theestuben. Am nächsten Tisch saß ein stattlicher Soldat, die Linke in Bandage. Er erzählte, als wir im Gespräch waren, vom Krieg, und schätzte sich glücklich, daß er „so glimpflich", mit einer verkrüppelten Hand, davongekommen war. „Wer überhaupt aus der Hölle wiederkehrt, der ist glücklich zu nennen!" Die Lebensphilosophie solcher Genügsamkeit hatte ihn die Erfahrung in den Unterständen gelehrt! Als ich ihn aber fragte, ob es nicht an der Zeit sei, dem Menschenmorden ein Ende zu machen, da bekam ich dieselbe Antwort, die ich hunderte Male gehört: „Es hätte vielleicht vermieden werden können. Nun aber, da wir einmal drin sind, gibts kein Rückwärts. Jetzt heißt's durchhalten." Auch in Kanada hat man das Wort dem Sprachschatz einverleibt.

Vor einigen Tagen gab das Staatsdepartement in Washington bekannt, daß die kanadischen Behörden scharfe Unterschiede machen zwischen Amerikanern anderer als deutscher Abkunft, die keines Passes beim Besuch in der Domonion bedürfen, und solchen, die ursprünglich aus Feindesland stammen. Diesen wurde, selbst wenn sie in den Ver. Staaten geboren sind, geraten, ihren Geburtsschein resp. Bürgerpapiere mitzunehmen Ich habe bei meinem zweimaligen Besuch Kanadas in diesem Sommer nichts von diesen Unterschieden gespürt. Meine Bürgerpapiere hatte ich allerdings aus Vorsicht in den Handkoffer gepackt, aber nach irgend einer Legitimation wurde ich weder beim Verlassen des Schiffes noch beim Aufenthalt in dieser und jener kanadischen Stadt befragt. Einen kanadischen Einwanderungsinspektor, desgleichen einen amerikanischen, hatten wir allerdings während der Reise an Bord. Beide verständige, distrete Männer. Folgendes Gespräch entwickelte sich eines abends spät, als wir nach dem Ball „beim Thee" im Meßzimmer der Offiziere uns eingefunden. . . .Haben Sie, wandte ich mich an den kanadischen Beamten, irgend jemanden an Bord gefunden, der Ihrer besonderen Beachtung wert ist? Keinen. . . Es sind aber doch genug Deutsch-Amerikaner an Bord? . . . Gewiß, aber wir wissen, wer sie sind. . . Wissen Sie das von mir? . . . Sicherlich, Sie sind New Yorker. . . Mein Geschäft? . . . Auch das. Sie sind Zeitungsmann. . . Auch die Zeitung? . . . Auch die kenne ich. . . .Wir kamen auf die Einwanderung im Allgemeinen zu sprechen, und der Beamte machte kein Hehl daraus, daß Kanada nach dem Kriege gerne wieder deutsche, ungarische Einwanderung bei sich sehen würde. Ob sie sie je wieder bekommen werden, ist eine andere Sache. Aber das Verlangen ist vorhanden, und das ist, in diesem vierten Jahre des Krieges immerhin ein Zeichen zurückkehrender Vernunft. Derselbe Herr wußte davon zu berichten, daß die Deutschen, Oesterreicher, Ungarn, sich, Toronto und Umgebung abgerechnet, und namentlich in den Provinzen Alberta, Manitoba, Saskatchewan größerer Bewegungsfreiheit erfreuen als in den Ver. Staaten. Ich gebe seine Behauptungen lediglich deshalb wieder, (von der Richtigkeit derselben habe ich mich ja nicht überzeugen können) weil auch sie mir andeuten will, daß die Kanadier zur richtigen Wertschätzung dessen kommen, was sie an deutscher Einwanderung verloren haben und verlieren werden. Versicherungen, „Wenn alle Deutsche wären wie diese, hätten wir keinen Krieg", hörte ich wiederholt aus dem Munde von Kanadiern. Wohl möglich, daß das lediglich eine Höflichkeitsfloskel war, aber dennoch darf man sie nicht ganz und gar als unwesentlich ignorieren. Immerhin ein Zeichen, daß trotz ihrer Zeitungen, die in ungeschmälertem Uebereifer nach wie vor toben, viele Kanadier genug vom „Haß" haben.

Auf der Rückreise bestiegen in Port-Arthur etwa 80 Passagiere des Schiff, die zumeist aus Winnepeg kamen und in Sarnia Bahnanschluß nach Toronto finden wollten. Der Zufall führte mich am Abend im Rauchzimmer in den Kreis von mehreren waschechten Engländern, die in Manitoba im Getreidebau wohlhabend geworden sind. Zwei von ihnen hatten erst im Frühjahr die alte Heimat besucht. Das war ein Kriegsgespräch. Zwei volle Stunden, bis der silberne Mond durch die Fenster schien, und der Steward die elektrischen Lichter ausdrehte, wurden Westfront, Ostfront, U-Boottrieg, Fliegertaten analysiert. Was Mister „Smith" aus Aberdeen und Mister „Jones" aus Newcastle und Mister „James" aus Carlisle über ihre Heimat, über die, die sie regierten, alles zu sagen hatten, kein „freies" amerikanisches Blatt würde auch nur eine Ueberschrift dazu herleihen. Yessir, endete Mr. „Smith" den Vortrag, es steht nicht allein in Kanada so. Auch die Briten sehnen sich nach dem Ende. Man hört in England sogar heute schon viel davon, daß Deutschland und Great Britan doch wieder einmal zusammenleben und zusammen die Welt regieren werden. Die beiden Völker haben sich eben erst kennen gelernt, — both fighters. . . Er erhob sich . . . Kommen Sie, lassen Sie uns noch einen Rundgang machen. . .

Fast still lag der Superior vor uns, ausgebreitet im silbernen Mondesglanz. Eine friedliche Nacht! Dieser größte aller Binnenseen, der so gewaltig aufbrausen kann, athmete Frieden. Da waren wir im kanadischen Wasser, fuhren unter kanadischer Flagge, Deutsche, Franzosen, Briten, Schotten, Kanadier, Amerikaner, und hatten im dumpfigen Zimmer vom Krieg Stunden lang gesprochen, während dieser König der Seen uns so eindrucksvoll den Frieden predigte!

— Wer kennt nicht die Geschichte von jenem Herrn, der seinem Affenpinscher die Ohren abschneiden wollte. — „Damit es der Bestie nicht so wehe tut," schnitt er täglich ein Stück ab. Wir sind die Affenpinscher des Schicksals.

Alles Größte ist mir nichtig,
Dem der Kern des Ew'gen fehlt;
Alles Kleinste ist mir wichtig,
Das der Schönheit sich vermählt.

Die Einkreisung Deutschlands.

III. Rußlands Deutschenhaß.

Wohlerwogene Pläne hat man vor sich, wenn man den Vorhang lüftet, hinter dem, mehr oder minder offen, die englischen und französischen Aktenstücke zur Geschichte der Einkreisung Deutschlands zu finden sind. Ins Nebelmeer der Gefühlspolitik stößt man hinein, wenn man nach Rußlands und Italiens Anteil forscht. Die Erkenntnis, daß ein Nebenbuhler vorhanden sei, der beseitigt werden müsse, ist im englischen Gehirn mit nüchterner Ueberlegung geboren und demgemäß großgezogen worden, bis man imstande war, auf dieser Grundlage weltbewegend zu wirken. Die Sehnsucht nach Rache aus tiefgetroffenem Nationalstolz heraus ist in Frankreich mit allen Mitteln einer Beweisführung um jeden Preis gepflegt und gestützt worden, bis sie zur fixen Idee herangezüchtet war, als der Zündstoff zum Weltkrieg in die Höhe ging, nicht 30 oder 43 Jahre alt, sondern das Ergebnis einer 200jährigen Entwicklung, ein dumpfer Trieb, die halb unbewußte Forderung einer Wesensfeindschaft. Für Italien endlich wird man vergebens nach einer Formel suchen, die einigermaßen zutreffend wäre. Die Volksleidenschaft vermischte sich mit der Unsicherheit einer amtlichen Politik, die die Richtung der nationalnotwendigen Aufgaben noch nicht gefunden hatte oder nicht wagte, ihre bessere Erkenntnis der Volksleidenschaft entgegenzusetzen.

Zunächst Rußland. „Nicht gegen Deutschland nur kämpfen wir, sondern gegen das Deutschtum," hatte zu Anfang des Kriegs Goremikin, der russische Ministerpräsident jener Tage, gesagt und damit Ziel und Sinn des Weltkriegs für Rußland umrissen, hatte so betont, daß die Vernichtung Deutschlands für Rußland ein volkstümliches Ziel war. Der Einfluß des Deutschtums in Rußland sollte gebrochen und ein für allemal beseitigt werden, dieser Einfluß, der seit den Tagen herrührt, da Peter der Große, der Begründer des modernen Rußlands, das alte Russentum ausrottete, und, wie ein Kronzeuge, des russischen Deutschenhasses, Paul v. Mitrofanow, gesagt hat, die Russen in Deutsche verwandeln wollte. Dafür hatte man das Volk ungeteilt hinter sich, denn fast jeder Russe, der Städter wie der Bauer, der Fabrikherr und seine Ingenieure, der Arbeiter und der Kaufmann, der Gutsherr wie der kleine Ansiedler hatten den deutschen Einfluß in Rußland erfahren. Die deutsche Tüchtigkeit, die weiter vorankam als die russische Bequemlichkeit, war als Dorn im russischen Fleisch empfunden worden, als Raub am russischen Wohlstand, Rußlands letzter Krieg, der in Ostasien mit Japan, war dem Herzen des Volkes nicht nahe gegangen; er wurde weit draußen um Dinge ausgefochten, von denen die Mehrzahl der Russen nichts verstand, er hatte nicht alle Kreise und Teile des russischen Volkes getroffen, wie dieser Krieg sie bald traf, wo der Knöchel des Todes fast an jedes Haus gepocht hat. Denn noch aus andern Gründen war der russische Deutschenhaß, als der Krieg ausbrach, tiefer in das russische Volk gedrungen, als er zuvor in ihm gelebt hatte. Deutschlands wesentlicher Gegner in diesem Kriege, das wesentliche Werkzeug derer, die in Rußland für den Ausbruch des Krieges verantwortlich sind, ist der großrussische Bauer geworden, der im russisch-japanischen Kriege noch abseits gestanden hatte. Innerpolitische Gründe hatten die Wandlung bewirkt. Nach der Revolution der Jahre 1905 und 1906 hatte die große Agrarreform Stolypins und Kriwoscheins dem großrussischen Bauern, um ihn aus den Klauen der sozialrevolutionären Propaganda zu retten und für sich zu gewinnen, das Land gegeben, das ehedem Gemeindeland gewesen war und keinem einzelnen gehört hatte. Die panslawistischen Kriegshetzer aber hatten den Landhunger des großrussischen Bauers, der durch die Agrarreform mehr noch erregt als befriedigt war, als bequemes Mittel für ihren Zweck aufgegriffen. Die Besitzungen der deutschen Kolonisten im eignen Lande wurden den russischen Bauern ebenso versprochen wie die fruchtbaren Ländereien jenseit der Grenze. Williges Werkzeug der Kriegspolitik gegen Deutschland wurde der russische Bauer durch diese Versprechungen, sein Verlangen, Deutschland vernichten zu helfen, wurde dadurch ebenso groß und ebenso allgemein, wie der Deutschenhaß vorher in Rußland auf die Kreise beschränkt war, die mit der deutschen Tüchtigkeit und ihren Erfolgen unmittelbar in Berührung gekommen waren. Geschlossen trat das russische Volk ein in den Kampf. Allerdings so leicht, wie man ihm die Vernichtung Deutschlands vorgemalt hatte, ist es denn doch nicht gegangen. Es ist ein Volksbrauch in Rußland, daß man ein Lämpchen ans Fenster stellt, wenn die Bewohner des Hauses den Tod eines der Ihren zu beklagen haben. In Rußland gibt man viel auf Volksbräuche, und sogar die gestrengen Herren der polizeilichen Allgewalt lassen sie unberührt. Ein böses Zeichen war es daher, daß die Regierung im Laufe des Krieges verbot, die Toten des Hauses durch ein Lämpchen am Fenster zu ehren: allzu eindringlich redete diese Flammensprache von den großen Verlusten auf den Schlachtfeldern, und noch immer hörte man nichts davon, daß, wie im Siebenjährigen Krieg, ein russischer General Gouverneur von Berlin geworden war und dergestalt dem beleidigten Nationalgefühl — durch den deutschen Einfluß in Rußland seit Jahrzehnten, nach russischer Meinung, beleidigt — Luft gemacht hatte. Der Triumph in Berlin blieb ebenso unerreichbar fern wie das den Bauern versprochene Land jenseit **der deutschen Grenze.**

Für den Werdegang des russischen Deutschenhasses haben wir in dem [illegible] erwähnten Paul v. Mitrofanow einen Zeugen von klassischer Bedeutung. Als im Frühjahr 1914 infolge der russischen Rüstungen in Deutschland die Frage auftauchte, ob eine russische Gefahr vorhanden sei, als auch die letzte der russischen Bahnen gegen den Osten Deutschlands hin von der Normalspurweite auf die breitere der russischen Bahnen gebracht und so ein Uebergang deutscher Eisenbahnwagen auf russische Geleise auch auf diesem Wege nicht mehr möglich war, als der Warnruf der Kölnischen Zeitung vom 2. März 1914 erklungen war und ein lebhaftes Für und Wider im Inland wie im Ausland geweckt hatte, wandte sich Professor Hans Delbrück, der bekannte Publizist und Historiker, an seinen Schüler und Freund, den russischen Geschichtsschreiber Paul v. Mitrofanow in Petersburg, mit der Bitte um Aufklärung. Mitrofanow kannte Deutschland gut, er hatte einen Teil seiner wissenschaftlichen Ausbildung an der Berliner Universität empfangen, sein Name hatte Klang in der deutschen Gelehrtenwelt. Nichts als Russe wollte Mitrofanow in seiner Antwort sein, nur als „Kernrusse" wollte er sprechen, er schloß mit der Versicherung, er könne sich dafür verbürgen, daß seine Anschauungen „von vielen, vielen Hunderttausenden" seiner Landsleute geteilt würden. Es ist denn auch etwas echt Russisches herausgekommen: wie in einem Bremspiegel hat man hier, von bedeutender Seite gesammelt, alle Strahlen des Deutschenhasses beisammen. Wenn man die Geschichte der russisch-deutschen Beziehungen betrachtet, so braucht man, um das russische Urteil in diesem oder jenem Falle zu hören, immer nur in die Aeußerungen Mitrofanows zu blicken: man findet dort den klassischen Ausdruck für das, was man sucht.

Peter der Große hatte die Fremden ins Land gerufen, in der Mehrzahl waren es Deutsche. Seine Reform des Altrussentums, nach Mitrofanow „an und für sich notwendig, war doch den Russen in der Seele zuwider". Die Abneigung wuchs zum Haß unter Peters Nachfolgerin Anna, denn die treuesten Stützen der Herrschaft dieser Kaiserin, die Biron, Löwenwold, Münnich und Ostermann, waren Deutsche. Nach Biron nannte man in Rußland diese ganze Epoche Bironowtschina; Mitrofanow urteilt: „sie ist sprichwörtlich geworden und bildet einen dunklen Fleck in der russischen Geschichte". Einer der Zeitgenossen schrieb: „Tränen des Zorns stiegen den russischen Leuten in die Augen, wenn sie an ihre Schmach dachten." Der Rückschlag kam unter Elisabeth; sie verjagte alle Deutschen. Peters III. Schicksal endete darum so traurig, weil er allzu stolz auf seinen preußischen Generalsrang war und auf seine guten Beziehungen zu Friedrich dem Großen. Im Rathaus zu Mitau hängt noch heute ein Bild von ihm, auf dem er in Kleidung, Haar- und Barttracht so aussieht wie ein Schauspieler in der Maske des preußischen Königs. Peters Vorliebe für Preußen kostete ihn Thron und Leben; seine Gemahlin Katharina wurde darum der Abgott ihrer Russen, weil sie ihre deutsche Heimat völlig vergaß und sich planmäßig gegen alles Deutsche kehrte. Seit jenen Tagen sind die Deutschen in Rußland immer mit andern Maß gemessen worden als die andern Völker Europas. Mitrofanow gibt ein klassisches Beispiel: „Die Napoleonischen Kriege, die Invasion von 1812 sogar hat dem französischen Einfluß (der den deutschen abgelöst hatte) keinen Abbruch getan; man schlug sich tapfer mit den französischen Grenadieren, aber gegen ein so liebenswürdiges Völkchen konnte man keinen Haß fühlen." Die Deutschen aber kamen nach 1815 weiter nach Rußland, als Kaufleute oder sonst im friedlichen Gewerbe, und Mißachtung ihrer Arbeitsamkeit gegenüber wurde bald guter Ton in der russischen Gesellschaft. Der wachsende Einfluß der kurländischen Barone, die immer ihr deutsches Empfinden in Ehren hielten, verstärkte diese feindliche Gesinnung. Der kurländische Offizier und der deutsche Verwalter auf den russischen Gütern wurden verhaßter als die Kernrussen, die die polizeiliche Allgewalt ausübten, und die Verfolgung der Kurländer, wie die lettische Revolution von 1905 und dann der Weltkrieg sie gebracht haben, findet letzten Endes ihre Erklärung in diesem herkömmlichen Deutschenhaß. Es machte dabei wenig aus, daß die Kurländer immer die besten Diener des weißen Zaren gewesen waren und oft russischer als Russen gedacht und gehandelt hatten.

Der nationale Haß schlug in nationale Feindschaft schließlich um im Verlauf des Krimkriegs. Gegen Oesterreich richteten sich die heftigsten Anklagen der Russen, richtete sich alle Wut, weil es damals eben österreichisch und nicht russisch dachte. Die Oesterreicher aber waren Deutsche! Wieder ein klassisches Urteil Mitrofanows: „Der Franzose blieb der ritterliche Gegner, mit dem man nach einem blutigen Kampfe fraternisierte; man haßte nur Oesterreich, die deutsche Macht, welche zum Judas gebrandmarkt wurde." Zum Judas aber wurde in russischen Augen 1878 auf dem Berliner Kongreß auch Fürst Bismarck und das neue Deutsche Reich, weil sie das Ungeschick der russischen Bevollmächtigten nicht ihrerseits verhütet und wieder wettgemacht hatten. Mit dem Fürsten Gortschakow begann die lange Reihe der stramm deutschfeindlichen russischen Staatsmänner: der Ignatjew, Murawjew und Lambsdorff bis hinunter zu Iswolski und Sasonow. Dem deutschfreundlichen Zaren Alexander II. folgte der deutschfeindliche Alexander III., in seiner Abneigung gegen Deutschland bestärkt durch seine Gemahlin, die dänische Prinzessin Dagmar. Die Würfel über Deutschlands Schicksal waren in Petersburg gefallen, als die Deutschen unter den Mächten Europas wählen mußten und das stammverwandte Oesterreich-Ungarn dem slawischen Staate vorzogen. Lange vor 1891 hatte Gortschakow schon geurteilt — im Hinblick auf die Möglichkeit einer Revanche Frankreichs —, ein geschriebenes russisch-französisches Bündnis sei eigentlich unnötig, es werde in dem Augenblick ganz von selbst vorhanden sein, wo Frankreich gegen Deutschland loszuschlagen wünsche. Die politische Entente zwischen Rußland und Frankreich, verbrieft und besiegelt, kam dann doch, als Frankreich zu Ende des 19. Jahrhunderts wieder bündnisfähig geworden war und die deutsch-russische Rückversicherung, die immer noch eine Bürgschaft für leidlich gute politische Beziehungen zwischen den beiden Ländern gewesen war, ihr Ende erreicht hatte. Der Weg dann vom Zweibund zum Dreiverband ist bekannt.

Volkshaß allein kann bei einem Menschenschlag von der Schwere des russischen nicht ausschlaggebend für den Krieg gegen ein anderes Volk werden, mit dem man so lange Jahre trotz allem in gutem Einvernehmen gelebt hatte. Unüberbrückbare Gegensätze der großen Politik müssen hinzukommen. Sie waren vorhanden. Katharina die Große hatte der russischen Politik die Richtung vorgezeichnet: als Drang nach dem Süden, nach Konstantinopel und zum eisfreien Meere. Die russisch-türkischen Kriege des vergangenen Jahrhunderts legen Ze